Der Liebhaber von Profession.

Eine eigenthümliche Profession! werden Sie sagen.

Und worin könnte sie bestehen? Haben wir es hier mit Lovelaces oder mit Don Juans zu thun, oder handelt es sich gar um jene arbeitsscheuen Tagediebe, welche die unwürdige Rolle von „Freunden" spielen?

Nein, meine verehrten Leser; nichts von alledem. Jene sind Individuen, welche der Menschheit schaden oder ihr doch mindestens gleichgiltig sein können. Der Liebhaber von Profession dagegen ist ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Er ist die Vorsehung der Väter, die einen wohlgespickten Geldbeutel und daneben noch eine hübsche, heirathsfähige, mit leicht entzündlichem Herzen versehene Tochter besitzen.

Man glaube aber nicht, daß es so einfach wäre, diese Profession auszuüben. Es gehört dazu ein besonders gearteter Mann. Der erste beste würde bald ein klägliches Fiasko machen.

Hier die Naturbeschreibung des professionirten Liebhabers: Er ist stets ein vollendeter Kavalier. Er ist schön und hat stets seine Hände und wohlgepflegte Nägel; die Kleidung ist immer elegant; eine weiße Kravatte ist unerläßlich. Er spielt mit Geschmack Klavier und Violine, singt mit Grazie einen schönen Tenor und versteht reizend und anziehend zu plaudern. In allen Gesellschaftsspielen ist er Meister, er ist der beste Ballspieler und weiß beim Pfänderauslösen immer neue und interessante Vorschläge zu machen. Er ist stets mit Eifer bereit, den Sonnenschirm oder den Fächer seiner Dame zu tragen, und wenn er ihr eine Frucht oder einen Bonbon darbietet, so muß sein bescheidener Blick demüthig sprechen: „Ich liebe Dich, ich bete Dich an, aber ich würde lieber sterben, als daß ich es Dir jemals zu gestehen wagte!"

Neben diesen gesellschaftlichen Vorzügen, die schon nicht häufig in einer Person vereinigt zu finden sind, muß der Liebhaber von Profession noch eine Tugend besitzen, die man nur äußerst selten antrifft: die absoluteste Verschwiegenheit, verbunden mit einem steinharten, unverwundbaren Herzen und einer ausgesprochenen Vorliebe für die väterlichen Banknoten.

Diese Eigenschaften sind nun, wohl mit alleiniger Ausnahme der letzten, nicht leicht erworben. Ja, man kann behaupten, sie sind überhaupt nicht zu erwerben. Man wird eben zum professionirten Liebhaber geboren, wie man zum Dichter oder zum Koch geboren wird. Zu erlernen ist da nichts.

Man hat daher auch bis heute nur von einem Liebhaber von Profession gehört, dessen Geschichte wir hier erzählen wollen. Es ist der erste und bisher einzige Vertreter seiner Profession, ja, er hat sie erst entdeckt.

Und das kam so:

Vor mehreren Jahren trat ein steinreicher Kaufherr der Londoner City in das Komtoir eines Freundes, um ihm in heller Verzweiflung sein Leid zu klagen. Er hatte eine anbetungswürdig schöne Tochter, und diese hatte es sich in ihr eigensinniges Köpfchen gesetzt, gegen den Willen ihrer ganzen Familie einen jungen Gecken zu heirathen, einen arbeitsscheuen Taugenichts, dem viel mehr die Millionen des Vaters als die schönen Augen der Tochter im Sinne lagen.

Der Freund schüttelte bedauernd den Kopf und schwieg eine Weile. Plötzlich jedoch rieb er sich vergnügt die Hände und rief:

„Ich hab's! Ihre Tochter ist gerettet! Morgen Abend bringe ich Ihnen meinen Freund, Herrn X.... in's Haus. Er ist ein hübscher Junge mit einnehmenden Manieren, und, wenngleich ihn Vermögensverluste ziemlich heruntergebracht haben, so gehört er doch der besseren Gesellschaft an und weiß sich in ihr zu bewegen. Er wird Ihrer Tochter den Hof machen...."

Der Vater sah ihn ganz verdutzt an.

„Er wird Ihrer Tochter den Hof machen, sage ich Ihnen. Sie wird sich in ihn verlieben, und wenn sie ihren ersten Angebeteten vergessen hat, dann lassen Sie sie eine größere Reise nach dem Continent unternehmen. Wenn Ihr Töchterchen zurückkommt, wird sie weder an den einen noch an den zweiten Liebhaber mehr denken und wird sich dann in einen dritten verlieben, der dann ihr Mann wird. Ihre Sache bleibt es, diesen dritten auszuwählen und dafür zu sorgen, daß er im richtigen Moment ihr über den Weg läuft."

„Sehr schön!" meinte der Vater, noch ganz verwirrt von dem sonderbaren Vorschlage, „aber wer garantirt mir, daß der junge Mensch, den Sie mir da empfehlen, nicht auf eigene Rechnung arbeiten wird?"

„Ich übernehme die Verantwortung. Ich kenne den jungen Mann sehr genau. Er ist ein Ehrenmann, dazu sehr kalt und sehr eigennützig. Natürlich müssen Sie sich ihm gegenüber großmüthig zeigen."

Der Vater dachte einen Augenblick nach.

„Topp!" rief er endlich, „bringen Sie mir morgen den jungen Mann und sagen Sie ihm, daß er an dem Tage, an welchem ich mich mit meiner Tochter nach dem Continent einschiffe, 100 Pfund erhält."

Der Freund ging zu Herrn X.... und theilte ihm den Vorschlag und die Bedingungen mit. Herr X.... war es zufrieden. Am nächsten Tage bereits begann er die Belagerung der Festung.

Die schöne Miß nahm die Aufmerksamkeiten ihres neuen Anbeters anfangs mit einiger Kälte auf. Er hatte aber eine Menge gefälliger Talente und verstand es, ganz reizend zu plaudern. So merkte sie bald, daß die in seiner Gesellschaft verbrachten Stunden immer schneller und schneller verflogen.

Sollen wir alle die Manöver des Herrn X.... schildern? Es würde uns doch nicht ganz gelingen. Wir registriren nur das Ergebniß:

Einen Monat nach dem Erscheinen des neuen Liebhabers schiffte sich die schöne junge Dame in Begleitung ihres glücklichen Vaters nach Calais ein und nahm unter Thränen und Schluchzen von ihrem Geliebten Abschied.

„Ewig bleibe ich Dir treu!" rief sie noch im letzten Augenblick, „ich werde immer an Dich denken und oft schreiben. Schreibe auch oft an mich."

Nun, er schrieb nicht, und sie — ja, mein Gott! es ist so unbequem, auf der Reise Briefe zu schreiben. Man kommt gar nicht dazu. Man ist den ganzen Tag auf den Beinen und will doch nachher wenigstens Ruhe haben! Die junge Miß vergaß auch ihr Versprechen bald.

Nach einem Jahre kehrte sie zurück, ihr zweiter Liebhaber ließ sich nicht sehen, sie machte die Bekanntschaft eines dritten jungen Mannes und fand, daß gerade dies der Mann sei, der ihr fehle. Ihr Vater fand dasselbe und alle Welt war zufrieden.

Auch der verflossene Liebhaber hatte keinen Grund, sich zu beklagen. Er strich die hundert Pfund Sterling ein und fand, daß sich mit ihnen sehr angenehm lebte. Und da er gerade nichts zu thun hatte, so kam er auf den Gedanken, ob er nicht noch öfter die Rettung reicher Erbinnen auf dieselbe Weise bewerkstelligen könnte.

Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Ein anderer Vater in ähnlicher Lage wie der erste hatte von seinem Erfolge gehört und wandte sich an ihn als seine letzte Hoffnung. Und richtig! Vierzehn Tage nach der Abfahrt seiner ersten Liebe nahm Herr X. die Rolle als schüchterner Liebhaber bei einer anderen schönen jungen Miß wieder auf. Dieser Fall war allerdings ernster. Es bedurfte einer „Flirtation" von vier Monaten, um die Erinnerung an den Liebsten, von dem der Vater nichts wissen wollte, aus dem treuen Herzen der Miß zu verbannen.

Damit war die Mission des bisherigen Liebhabers beendigt. Er zog sich discret zurück und überließ das Feld einem dritten, der heute der glückliche Gatte der schönen Engländerin ist. Und sie ist davon überzeugt, daß sie niemals einen Anderen geliebt hat, als ihren Gemahl.

Der Vater war über den günstigen Ausgang der Angelegenheit so erfreut, daß er die Summe von 1000 Pfund nicht für zu hoch hielt, um den ihm geleisteten Dienst zu belohnen.

Herr X.... aber steckte hochvergnügt die 1000 Pfund in die Tasche und begann nun, das Lieben auf Zeit als Gewerbe auszuüben. Er wurde der Liebhaber von Profession, der „professional lover". Er hat im Laufe der Jahre eine Reihe von großartigen Erfolgen errungen, und er erzählt mit Stolz, daß seine Kur noch niemals fehlgeschlagen ist.

Augenblicklich führt er Alles in's Feuer, was ihm Natur und Kunst verliehen, um aus dem Herzen einer Millionärstochter einen Kutscher zu verdrängen, der sich da eingenistet hat. Es ist dies das erste Mal, daß er nicht einem Manne von Welt gegenübersteht. Aber gerade hier scheint seine Mission besonders schwer durchzuführen zu sein. Der Vater der romantischen Miß sieht dies auch ein und wird sich demgemäß erkenntlich zeigen, so daß der „professional lover" darauf rechnet, sich nach diesem letzten und höchsten Siege von den Geschäften zurückzuziehen und von seinen Renten leben zu können.

Wir wünschen dem vielgewandten Manne auch in diesem schwierigen Falle vollsten Triumph. Seinen Entschluß aber, sich zur Ruhe zu setzen, können wir durchaus nicht billigen. Wer soll denn in seine Stelle treten? Erst muß er doch einen tüchtigen Nachfolger finden, der sein Geschäft übernimmt und zur Zufriedenheit weiterführt. Wie wir hören, beabsichtigen denn auch mehrere besorgte Väter an Herrn X.... eine Adresse zu richten, in der sie ihn flehentlich bitten, sie ja nicht im Stich zu lassen.

Wir haben noch einen Vorschlag. Wie wär's, wenn Herr X.... von der Praxis zur Theorie überginge und eine Akademie für Professions-Liebhaber errichtete? Damit würde sicherlich einem tiefen Bedürfniß abgeholfen werden, und die anderen Länder hätten auch Gelegenheit, von dieser Kunst was zu profitiren. Diejenigen, welche die vorgeschriebene Examina gut bestanden haben, könnten ja zu Doctoren der Liebhaberei ernannt werden. Die fehlen uns gerade noch!

K. A. Neuhoff.

Was kann sie denn?

Sie kennt Spinoza und Hegel
Und manches süperbe Gedicht,
Sie kennt auch Syntax und Regel,
Doch spinnen und stricken — nicht.

Wohl schätzt sie den Werth der Stunden
Und geizt um das Tageslicht
Und seufzt, wenn zu früh ihr's entschwunden,
Doch sparen — das kann sie nicht.

Am reichlich besetzten Tische
Kennt sie jedes feine Gericht,
Speist Hühnchen und Pudding und Fische,
Doch kochen — das kann sie nicht.

Und kann sie nicht kochen und stricken,
Nicht sparen, was kann sie denn dann?
Süß plaudern, hold lächeln und nicken,
Heirathen den — reichen Mann!

— **Der zerstreute Professor.** — Professor (zufällig dem ihn besuchenden Studenten auf den Fuß tretend): „Was wünschen Sie?" — Student: „O weh, Herr Professor, Sie treten mir auf meine Hühneraugen!" — Professor (erstaunt): So, woraus schließen Sie denn das?"

Geselligkeit.

Das Licht nimmt ab. Ganz leise, ganz allmählich — aber wir merken doch täglich, daß der Tag kürzer, der Abend länger wird. Es sind nicht die Herbstschauer, die uns ein leises Zittern in die Glieder legen — es ist der Gedanke an die langen, langen Winterabendstunden, da wir den Gatten gern an das Zimmer fesseln möchten und es doch nicht hindern können, daß er — nicht gerade Abend für Abend, aber doch sehr oft! — die Wirthsstube aufsucht. Was findet er dort? So fragen wir uns besorgt und erregt. Den kühlen Trunk? Den kann er daheim auch haben. Die Cigarre? O, wir wollen wegen rauchgeschwärzter Gardinen kein Wort verlieren und ganz sicher nicht abwehrend husten, wenn uns der Luftzug den starken Qualm in die Lunge bläst. Die Geselligkeit? — Ja, das ist's. Geselligkeit können wir ihm nicht bieten, das erlauben die Mittel nicht, das erlaubt — nur heraus mit dem Worte! — unser eigenes Behagen nicht. Je mehr Gäste, je mehr Umstände! Uns, den Frauen, liegt an der Geselligkeit nichts, und mag der Gatte durchaus nicht mit uns allein sein, mit uns, um derentwillen er als Bräutigam die tollsten Streiche angab, so mag er dem Wirthshaus leben. Die Verantwortung komme auf sein Haupt! Das sind die Gedanken der meisten Hausfrauen, die in geordneten, aber nicht großartigen Verhältnissen leben und weder über ein Dutzend Räume, noch über ein halbes Dutzend Dienstboten verfügen.

Man klagt allgemein über das zunehmende, zu immer größerer Ueppigkeit neigende Gesellschaftsleben, das sich bis in die Räume der kleineren Haushaltungen verliert und dort das Behagen verscheucht. Man denkt mit Sorge an die sogenannten „Abfütterungsabende", die uns jeder Winter bringt und die auch wir mindestens zwei- bis dreimal überstehen müssen. Man sinnt im halben Bedenken, aber auch im halben Vergnügen den Freuden der geschlossenen Gesellschaften, der Vereine, Liederabende, Concerte u. s. w. nach. Sie bringen Abwechselung, gewiß, aber sie bringen auch Ausgaben, nicht allzugroß, aber doch groß in dem Verhältniß, daß sie für wenige Stunden des Amusements hingegeben wurden.

Der Reiz der Gesellschaft besteht unzweifelhaft in der Abwechselung und Anregung, die sie gewährt. Die Frauen und Mütter in ihrer Selbstlosigkeit wollen zwar gern verzichten, denn sie finden ihre Pflicht, ihr Glück darin, einzig dem Gatten, den Kindern, dem Hause zu leben. Die Männer aber, tagsüber durch den meistens sehr langweiligen oder anstrengenden oder geistig abspannenden Beruf in Anspruch genommen, sehnen sich nach anregender Unterhaltung, in vielen Fällen sogar nach erregendem Kartenspiel. Man mag darüber tadelnd denken — ganz aus der Welt schaffen läßt sich diese Neigung der Männer nicht, die auf langjährigen Gewohnheiten beruht. Der Mann — wenn er körperlich und geistig gesund ist, also weder Anlage zum Misanthropen noch zum Hypochonder hat — liebt nun einmal strahlende Helle, Gläserklang und Liedersang, liebt Skat, liebt politische Gespräche und lacht gern über gute und schlechte Witze. Das bietet ihm die Häuslichkeit nie, denn dies alles erscheint der Häuslichkeit als „unleidliche Gesellen". Deswegen begrüßt die Frau die Gesellschaften" trotz mancher Opfer, die sie fordern, dennoch guten Muthes.

Es giebt aber eine liebe, sehr liebe Schwester der Gesellschaft, ein „Aschenbrödel", das sich allgemach als die echte Königstochter entpuppt und dem Hause, darin sie weilen darf, wahren Segen bringt: die Geselligkeit. Die Geselligkeit ist heiter, witzig, anregend; sie lacht, singt, spielt, debattirt; sie fördert Freundschaft und Behagen — und das alles ohne große Opfer, ohne weitere Umstände und Unbequemlichkeiten. Wer die trauliche Geselligkeit in sein Haus zieht, der fesselt den Mann und vermindert sich die sorgenvollen Stunden, die das Warten auf dessen Heimkehr mit sich bringt.

Aber die Geselligkeit ist theuer, wirft eine liebe Leserin ein. Theuer? Im Vergleich zu dem, was der Mann im Gasthaus ausgiebt, ist sie billig; doch erhält die Frau freilich etwas mehr Arbeit dadurch, sie muß etwas „rühriger" sein und den Hang zur eigenen Bequemlichkeit ein wenig einschränken.

Die einfachste, für jede Familie ersprießliche Geselligkeit besteht darin, daß man mit zwei oder drei befreundeten Familien ein Bündniß schließt und wöchentlich zweimal, oder auch nur einmal, zusammenkommt. Die Zusammenkunftsorte wechseln regelmäßig. Die lieben Freundinnen der Frau müssen hier aber ganz zurücktreten, falls nicht gleichzeitig ihre Männer Freunde des Gatten sind.

Mag sich die Frau durch ein wöchentliches Kaffeekränzchen, wie sie ja allgemein eingeführt sind, entschädigen: die abendliche Geselligkeit gilt vorzugsweise dem Manne. Selbst wenn uns die Freunde des Mannes unsympathisch sind, müssen wir sie von dem Standpunkt aus, daß sie des Mannes Skatgenossen oder seine Politikbrüder oder anregende Kunstgenossen sind, willkommen heißen. Sind diese Männer Junggesellen, dann — um so besser, hätte ich beinahe geschrieben; denn es ist nicht immer der Fall, daß ein liebenswürdiger Mann eine liebenswürdige Frau sein Eigen nennt. Doch um ihrer Männer willen befreunden sich selbst Damen, die sich im allgemeinen weniger sympathisch sind.

Sind solche gesellige Abende, an denen nichts weiter aufgetragen wird, als eine Cigarre und ein gutes Glas Bier mit Butterbrot, eine Tasse Thee mit kleinem Gebäck, eingeführt, so werden sie den Betheiligten eine solche Quelle schöner Heiterkeit und Geselligkeit, daß sie sich die ganze Woche darauf freuen. Ich kenne mehrere Familien, die unter sich solche einfach gesellige Abende arrangiren. Die Unterhaltung ist nicht in allen Kreisen gleich, aber sie ist in allen Kreisen gleich gemüthlich. Hier sitzen die Herren nach vielleicht halbstündiger Allgemeinunterhaltung beim unvermeidlichen Skat, während die Damen an einem Nebentische gemüthlich plaudernd ihre Erfahrungen austauschen; dort haben auch die Damen die Karten in der Hand zu irgend einem heiteren „schwarzen Peter" oder „Kartendomino". Das Geld, das an beiden Tischen verloren wird, kommt in eine besondere Kasse, aus welcher eine Sommerpartie, die oft sehr luxuriös ausfallen kann, bestritten wird. In diese Kasse kommen auch alle Strafsätze bei unentschuldigtem Ausbleiben oder Zuspätkommen. Auf diese Weise — manchmal auch durch den Einfall einer „freiwilligen Sammlung" kommt Nickel zu Nickel, und selbst die Männer interessiren sich für die Geselligkeitskasse, sich freuend, daß sie von Woche zu Woche schwerer wird und einen immer größeren Sommergenuß verheißt.

Ich stellte diese Art Unterhaltung voran, weil sie die allgemeinste sein und bleiben wird, denn in ästhetische Theezirkel verliert sich der Mann nicht gern; auch soll die häusliche Geselligkeit im allgemeinen ein Ausruhen bedeuten, kein Anstrengen des Geistes, wie es geistreiche Unterhaltung fordert. Die Ausübung der Künste ist ja nicht ausgeschlossen. Ein Vortrag auf der Geige, dem Cello, dem Klavier, ein Lied kann sehr wohl diese Abende verschönern, die nie länger als bis 11 Uhr dauern sollen.

Die Frau kann ihrem Gatten auch dadurch anregende Geselligkeit schaffen, daß sie es dessen Freunden stets „gemüthlich" macht; sie finden sich dann wohl allein, ohne besondere Einladung oder Verabredung, ein und kürzen den Abend in angenehmster Weise. Mache den Freunden des Mannes Eure Häuslichkeit lieb, daß man Dein Lob singt, dann wird sie Deinem Mann nur noch trauter erscheinen und Du wirst ihm nur noch theurer werden. Ziehst Du eine schöne Geselligkeit in die Räume Deines Hauses, so entführst Du der Wirthsstube die Menschen, die Dir die liebsten sind.

Anna Nitschke, in „D. Bl. geh. der Hausfrau".

Ein bewährter Nordpolfahrer.

Man mag über Dr. Fridtjof Nansens neue Pläne, dem Nordpol und der nördlichen Durchfahrt näher zu kommen, denken was man will: der Mann hat vor Anderen den ungeheuren Vortheil des Erfolges voraus. Er hat auf seiner glücklichen Durchquerung Grönlands mit fünf Gefährten seinen Wagemuth und seine Umsicht auf's Glänzende bewiesen, und einem solchen Manne fliegt das Vertrauen von selbst zu. Das ist das Geheimniß der bewiesenen Thatkraft.

Für sein erstes Project fand er, der arme und unbekannte Philologe aus Christiana, in seinem Vaterlande nicht nur keine Theilnahme, sondern Verspottung und Hohn. Die knappen Geldmittel wurden schließlich von einem reichen dänischen Rheder in Kopenhagen vorgeschossen.

Fridtjof Nansen.

Jetzt nun findet er für sein neues Project, welches bedeutend abenteuerlicher ist, als jenes, überall begeisterte Theilnahme. Die Grundzüge desselben sind bekanntlich folgende: Davon ausgehend, daß die Trümmer der „Jeannette" von der Westküste Grönlands aus schließlich an der sibirischen Küste angetrieben wurden, deshalb also eine Strömung in derselben Richtung und mithin eine nördliche Durchfahrt existiren muß, legt er das Hauptgewicht auf die Construction eines Schiffes, welches durch seine eigenthümliche Form gegen die zerstörende und quetschende Gewalt der Eisfelder und des Packeises geschützt ist. Sobald das Schiff im Packeise festgefroren ist, will er sich der treibenden Gewalt der vermutheten Nordostströmung überlassen. Er rechnet auf eine etwa zweijährige Dauer der Expedition, deren Kosten er auf 300,000 Kroner Norw. ($83,500) berechnet. Bereits hat das Storthing (Volksvertretung) 200,000 Kroner ($55,600) bewilligt; der Rest fließt ihm aus privaten Quellen zu. Die Abreise soll im Februar 1892 erfolgen, sodaß man im Juni in der Beringsstraße anlangt. Der Seemann Sverdrup, ein Genosse Nansens auf sein ersten Fahrt, wird das Commando über das V-förmige, auf 170 Tonnen berechnete Schiff übernehmen, welches sechs Knoten stündlich zurücklegen wird.

— **Eine rechtschaffene Frau.** Billisen: „Nun Willisen, was gibts?" Willisen: „Eine ganz fatale Geschichte. Ich habe mein Vermögen soeben meiner Frau verschrieben, um es dadurch vor meinen Gläubigern zu retten." Billisen: „Nun — und?" Willisen: „Nun hat meine Frau das Geld genommen und mich verlassen — sie gibt als Grund an, weil ich meine Gläubiger betrügen will."

Die kleine Marie.

Von Julius Keller.

„Wenn Du diese Zeilen erhältst, weile ich nicht mehr unter den Lebenden. Du hast mir, der armen Verlassenen, der Du Liebe und Treue geschworen, den Laufpaß gegeben, um eine Reiche zu heirathen. Sei glücklich mit ihr. Ich werde es auch sein, denn ich bin erlöst!

Marie".

Er starrte auf das zerknitterte Papier, das leicht in seiner Hand zitterte. Er war so völlig in Gedanken und Erinnerungen vertieft, daß er nicht hörte, wie die Thüre des vornehm ausgestatteten Zimmers geöffnet wurde und eine schlanke Frauengestalt herein huschte.

Einen Moment blieb sie zögernd stehen, als sie den Gatten so in sich versunken am Fenster sitzen sah. Dann schritt sie zaghaft und auf den Zehen zu ihm hin, beugte sich über ihn und sah ihm über die Schulter.

Eine fahle Blässe überfluthete ihr Gesicht, ein leiser Aufschrei entrang sich ihren Lippen.

Wie aus einem schweren Traume fuhr er empor und wandte sich ihr zu.

Er zuckte zusammen und das Papier, das er zu vernichten niemals den Muth gefunden hatte, entfiel seiner Hand.

„Du hast — gelesen?" fragte er mit tonloser Stimme.

„Ja, — nun weiß ich, warum unsere Ehe eine so unglückliche war.

Wie ein Seufzer der Erleichterung kam es aus seiner Brust.

„Du weißt es — — endlich".

„Warum all' meine Versuche, Dein müdes, düsteres Wesen zu verscheuchen, fehlschlugen, ich weiß es nun! — Das Gespenst einer Andern stand zwischen uns — einer Andern, die — ein Elender in den Tod getrieben. Und dieser Elende, dieser Wortbrüchige — o mein Gott, mein Gott!"

Sie schlug die Hände vor's Gesicht und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Er that nichts, um sie zu trösten. Er starrte sie nur an und strich sich mit der Hand über die glühende Stirn.

„Nun ist Alles zwischen uns aus," begann er endlich mit leiser, vibrirender Stimme, wie zu sich selbst sprechend. „Nun herrscht volle Klarheit zwischen uns."

Sie antwortete nicht, aber ihr Schluchzen erstarb und sie sah ihn mit scheuen, fast furchtsamen Blicken an.

„Du verabscheust mich?" fragte er tonlos.

„Ja," antwortete sie kurz und rasch. „Wir werden uns trennen?!"

Jetzt hatte seine Stimme einen weichen, flehenden Klang angenommen und er streckte die Hand nach ihr aus.

„Lass' mich — lass' mich jetzt. Ich bedarf erst der Ruhe, der Ueberlegung."

„Verzeihe mir, Martha."

„Verzeihen?.... Und wenn ich an der Stelle jener Armen gewesen wäre? Verzeihung einem Manne, der — o nie! nie! Du hast Recht, — zwischen uns ist Alles aus."

Schlaff ließ er sich in seinen Sessel zurücksinken und sagte nichts mehr.

Als er endlich wieder aufsah und sich nach ihr umblickte, hatte sie das Gemach bereits verlassen.

Das also war das Ende. Was blieb ihm nun zu thun übrig? Jene hatte er in den Tod getrieben, diese für immer unglücklich gemacht.

„Pfui! Pfui!" kam es laut und zischend von seinen Lippen, er fuhr hastig vom Sessel empor und riß das Fenster auf.

Der frische Luftzug, den der herandämmernde Herbstabend hereinsandte, kühlte seine Stirn und beschwichtigte den Sturm in seinem Innern.

„Was habe ich gelitten," flüsterte er vor sich hin, „in den fünf Jahren an der Seite dieser edlen, braven Frau, die um meine Liebe bettelte, die mit sorgsamer, zärtlicher Hand die Falten von meiner Stirn strich und mit rührender Aufopferung mich glücklich zu machen suchte! Wie namenlos elend war ich seit meinem Hochzeitstage und nun allein — ganz allein!"

Tief aufseufzend ließ er sich wieder in den Sessel gleiten und starrte von Neuem vor sich hin.

Und wie unzählige Male schon während der letzten Jahre, schweiften seine Gedanken zurück in jenen Tagen, die, ohne daß er's gewußt oder geahnt, sein Glück, seine Zufriedenheit für immer vernichteten.

Er hatte Marie, die kleine, zierliche Näherin, die arme, verlassene Waise, geliebt, wie eben flotte, lebenslustige Studenten solche Mädchen zu lieben pflegen. Niemals war ihm der Gedanke gekommen, daß sie seine Versicherungen und Betheuerungen ernst nehmen könne.

„Die wissen ja, wie man das meint," hatte er sich gesagt und ohne Bedenken weiter getändelt.

Dann war endlich das Examen gekommen und er hatte es glänzend bestanden. Nun war er etwas. Nun war er „Doktor!" Jetzt begann erst das ernste Leben, jetzt war es vorbei mit dem Tändeln und lustigen Dahinschwärmen. Nun mußte aufgeräumt werden mit den nichtigen Freuden der goldenen Burschenzeit! Weg mit den Zechbrüdern, den tollen Commilitonen, weg mit den Kneipstudien und Paukereien — weg auch mit der zierlichen kleinen Marie! Ein Absagebrief mit letztem Gruß und Kuß, und Alles war vorbei. Vielleicht, wenn sie's wünschte, ein kleines Sümmchen mit auf den Weg — dann war Alles in Liebe und Güte geordnet.

Aber Marie gehörte zu denen, die „so etwas" ernster nehmen.

Er war erstaunt, als er sie so tragisch vor sich stehen und weinen sah. An solche Beharrlichkeit der Kleinen hatte er wahrlich nicht gedacht. Aber er hatte sie gern und auch noch keine anderen ernsten Verpflichtungen in dieser Beziehung. So wurden sie denn wieder einig für ein Weilchen.

Inzwischen hatten Tanten und Basen dem „jungen Doctor" eine Frau ausgesucht. Ein braves, ein herzensgutes Mädchen, nicht eben hervorragend schön, aber sehr reich—wie geschaffen für einen eben zur Praxis schreitenden jungen Arzt. Man stellte sie ihm vor, sie gefiel ihm und er sah völlig ein, daß sie zu seinem Glück und seinem Fortkommen nöthig sei. Nun mußte ja die kleine Marie Vernunft annehmen, gegen diese Gründe konnte sie doch nichts einzuwenden haben!

Dennoch hatte er mit der Erklärung gezögert, und das doppelte Spiel, das Heucheln und Betrügen begann. Erst als seine Vermählung mit Martha kurz bevorstand, hatte er den Muth gefunden, einen langen ausführlichen Scheidebrief mit genauer Auseinandersetzung aller Gründe an Marie zu schreiben. Jene wenigen Zeilen waren ihre Antwort gewesen. Sie hatten sein Lebensglück für immer vernichtet. Er hatte inzwischen den wahren Charakter und die Empfindungen des jungen Mädchens gut genug kennen gelernt, um zu wissen, daß diese ihre Worte ernst zu nehmen waren. Außerdem lieferte ihm der tägliche Polizeibericht Beweise dafür, daß diese Mädchen doch nicht immer von vornherein wissen, wie man's meint!

Sein Charakter war weich und edel, sein ganzes Wesen ziemlich sensitiv veranlagt; jener Abschiedsbrief, das Bewußtsein, diese arme Verlassene in den Tod getrieben zu haben, erschütterten ihn furchtbar und machten ihn zu einer willenlosen Beute der Reue und bitteren Selbstanklagen. Mit einem Schlage erkannte er die Verworfenheit seiner bisherigen Denkungs- und Empfindungsweise und er fand kein Entschuldigungs-, kein Beruhigungsmittel.

Aber er hatte ja eine Braut, die er in wenigen Tagen vor den Altar führen sollte. Ihr mußte sein Seelenzustand natürlich geheim gehalten werden. Sie liebte ihn und vertraute ihm — er durfte nicht auch sie unglücklich machen.

Es waren schwere, bittere Tage, die seiner Hochzeit vorangingen. Fast allmorgendlich, während seine Braut mit den Toilette-Vorbereitungen zur Vermählung, und die Tanten mit der Abfassung der Einladungen beschäftigt waren, schlich der unglückliche Bräutigam zur Morgue, um verstohlene Blicke auf die dort eingelieferten Unglücklichen zu werfen. Ach, es waren derer so viele!

Aber immer zögerte sein Fuß auf der Schwelle des düsteren Hauses. Angst und Grauen packten ihn — er wagte nicht, hineinzugehen. Wie, wenn er sie wirklich kalt und bleich vor sich liegen sah? Hätte er, dieses Bild im Herzen, jemals wieder mit zuversichtlichem Lächeln vor seine glückliche Braut treten können?! Nein, er wollte die grauenhafte Gewißheit nicht. So blieb ihm wenigstens noch eine Hoffnung, ein Trost: der Zweifel!

Aber dieser Zweifel erwies sich nicht als stark genug, das Bewußtsein seiner Schuld zu unterdrücken. Bei Tausenden hatte eine leichtsinnige, frivole Annahme schon genügt; er fand diesen Trost nicht, weil er gar nicht daran glaubte.

So konnte seine Ehe mit Martha eine wahrhaft glückliche nicht werden. Es stand etwas zwischen ihnen, und die arme junge Frau vermochte sich selbst nicht zu erklären, warum der von ihr über Alles geliebte Mann meist so verschlossen, oft so trübsinnig und so selten herzensfroh und heiter war! Er erkannte, wie sie ihn liebte und vergalt es ihr. Mächtig zog ihn sein Herz zu ihr — er lernte sie verehren und lieben — nicht aber zufrieden und glücklich zu sein. Nur in flüchtigen Stunden vergaß er, was ihn niederdrückte und auf ihm lastete — aber nur zu bald kehrte die Grundstimmung seiner Empfindungen zurück. Er wurde ein nervöser, mürrischer Geselle und ein schlechter Arzt. Selbst ein so weicher, ergebener Character, wie der Marthas, konnte da nicht bestehen. Auch sie wurde schließlich zeitweise launisch und mürrisch, es gab Streit und unfreundliche Scenen. Die Tanten schüttelten betrübt die Köpfe. „Das war keine glückliche Ehe. Woran konnte das nur liegen? Von der kleinen Marie wußten sie ja nichts.

Es war um die Mittagsstunde des anderen Tages. Ziel- und planlos schleuderte der unglückliche Gatte durch die Straßen der Stadt. Er wußte nicht, wohin er ging und wohin er gehen wollte. Das Bedürfniß nach Luft, nach Bewegung hatte ihn hinausgetrieben. Und so wandelte er mit gesenktem Haupt, gleich einem Träumenden, durch die Straßen, unbekümmert, ob bei seinem achtlosen Wesen etwa ein Wagen ihn niederiß und überfuhr, oder ein anderer Passant mit ihm zusammenrannte.

Da erhielt er plötzlich einen heftigen Stoß vor die Brust und eine rauhe Stimme rief ihm zu:

„Na, Sie können wohl nicht vor sich sehen?!"

Es hatte einen Zusammenstoß mit einem baumlangen Schlächtergesellen gegeben, der nun den achtlosen Wandler einen Moment wüthend ansah und dann schimpfend weiter trabte.

Ueberrascht und verwundert sah der aus dem Traum Erweckte um sich. Wo war er denn eigentlich? Seine Blicke fielen auf das vor ihm liegende Flußufer, das mit sauberen Obstbuden besetzt war. Unwillkürlich, mit müdem, schlaffem Ausdruck musterte er die Umgebung. Da zuckte er plötzlich zusammen.

Starr hafteten seine Augen auf einer der Buden, in welcher eine Verkäuferin eifrig ihre Waaren feilbot. Sie war ein schmuckes, sauber gekleidetes Weibchen, mit einem runden, freundlichen Antlitz, daß nicht so gewöhnlich und derb aussah, als die Gesichter ihrer Berufsgenossinnen.

Diesem Weibchen starrte der unglückliche Mann in's Gesicht, lange und unverwandt, an den Pfeiler eines Hausthores lehnend. Dann überschritt er hastig den schmalen Fahrdamm und trat direkt an den von vielen Käufern umgebenen Verkaufsstand.

„Sie wünschen?" fragte die Verkäuferin mechanisch.

„Geben Sie mir Aepfel."

„Wieviel?"

„Soviel Sie wollen. Das heißt — dieses Maaß hier. Von denen da."

Seine Blicke verschlangen sie fast, als sie mit berufsmäßiger Fertigkeit, aber dabei aufmerksam die Straße h'nauf spähend, die Früchte einmaß.

Er legte eine Münze auf das Brett und sie gab ihm, sich schon an andere Kunden wendend, heraus. In demselben Moment hatte sie gefunden, was ihre Blicke vorher gesucht. Ein stämmiger, hochgewachsener Mann trat in die Bude und sagte:

„Mahlzeit. So, Alte, Ablösung vor! Hat der Herr schon bezahlt? — Oder noch 'was gefällig?"

Ohne zu antworten wandte der Käufer sich hastig um und schritt schnell davon.

Aber nach wenigen Stunden, am Nachmittag, kam er wieder.

Er verlangte abermals Aepfel.

„Die Aepfel von heut' Mittag waren gut," sagte er zu dem jetzt allein anwesenden Verkäufer. „Sind Sie schon lange hier auf diesem Stand?"

„O nee! Wir sind erst vor'n paar Tagen mit unserm Kahn von Dresden 'reingekommen. Ich war seit fünf Jahren nicht hier in der Stadt."

„So lange nicht? Bei den guten Geschäften hier? Warum das?" —

„Ja seh'n Se, lieber Herr," antwortete der Verkäufer mit geheimnißvoller Miene, „das sind Familienangelegenheiten. Und Familienangelegenheiten —" hier hielt er inne, schüttete das Obst in die Düte und bat sich das Geld aus, ehe er fortfuhr: „geh'n keinen Andern 'was an. N'Abend. Kommen Sie hübsch wieder."

Damit drehte er sich kurzweg um und ließ den Käufer stehen, der schließlich unverrichteter Sache wieder fortgehen mußte.

Aber er hatte mehr Glück bei einer Standnachbarin des Obsthändlers, welcher er im abendlichen Dunkel einen Besuch abstattete.

Wie ein Wasserfall floß es von den Lippen der Matrone, als der vornehme, neugierige Herr sich mit ihr in's Plaudern einließ und wißbegierig nach jenem neuen Händler und dessen Frau fragte.

„Ach, das ist ja mein Landsmann, der brave Johannes," plauschte sie; „der kann 'was erzählen, der hat sich seine Frau aus dem Wasser geholt."

„Aus dem Wasser?! — Was sagen Sie da?!"

„Jawohl. Sie war 'reingesprungen — aus Liebesgram. Steckte wieder so ein Schubbiak von jungem Kerl dahinter. Sie wissen schon. Der Johannes hat sie 'rausgeholt und gerettet. Na und weil sie so arm und verlassen war und krank wurde, da haben sie seine Eltern auf dem Kahn behalten. Da hat sich denn die Sache gemacht. Zuerst war sie ganz verzweifelt, die arme kleine Marie, und wollte von nichts nicht wissen, aber schließlich hat sie doch eingeseh'n, daß der Johannes ein braver Junge ist — na, da haben sie sich eben geheirathet."

„Und sind wohl sehr glücklich?"

„Na und ob! Sind wohlhabende Leute — und einen strammen kleinen Bengel haben sie auch schon. Sie hat sich denn auch endlich über den andern erbärmlichen Menschen getröstet.... Ja, aber wie sehen Sie denn aus? Gerade, als ob Sie mir um den Hals fallen möchten?"

Aber bevor sie sich noch von ihrem Staunen recht erholen konnte, war der neugierige Herr ohne Antwort auf und davon.

Kurze Zeit darauf betrat er rasch und erregt das Zimmer seiner Gattin.

„Ich bringe gute Botschaft, Martha," rief er ihr zu und versuchte ihre Hand zu ergreifen. Jenes Mädchen, das ich todt wähnte, lebt und ist glücklich."

Sie antwortete ihm nicht, aber er bemerkte wohl, wie ein heller Schein über ihr Antlitz flog. Hastig, in beredten Worten schilderte er ihr das seltsame Wiedersehen und fuhr dann mit erhobener, zitternder Stimme fort:

„Und nun verzeihe mir, verzeihe, Martha, was ich im frevelnden Leichtsinn der Jugend gethan. Daß ich während dieser langen Jahre, trotz all' Deiner Güte und Liebe so schwer gelitten und keine Ruhe zu finden vermochte, das gerade muß Dir beweisen, wie tief ich bereue, wie das Bewußtsein, gesündigt zu haben, alles in mir erstickte und selbst meine Gefühle für Dich niederhielt. Verzeihe mir und laß uns ein neues Leben beginnen. Sieh', nun kann Alles sich zum Guten wenden. Kein drohender Schatten steht mehr mahnend vor ihr — der Alp, der auf meiner Seele lastete, ist von mir genommen. Nun laß mich Dir all' das vergelten, was Du in unserer Ehe Gutes an mir gethan. Es gibt kein Geheimniß — kein Dunkel mehr zwischen uns—wir können glücklich sein! Kannst Du mich noch lieben, mir noch vertrauen?"

„Ich will es versuchen," sagte sie, indem sie ihm die zitternde Hand reichte. In ihren Augen aber vermochte er deutlich zu lesen, daß sie fest an das Gelingen dieses Versuches glaubte.

— **Vom Stamme „Nimm".** Er nahm sie in Augenschein, nahm bei ihr Platz, nahm bald das Wort, nahm sie für sich ein, nahm ihre Hand, nahm sich sogar die Freiheit und nahm einen Kuß und nahm keine Notiz von ihrem sanften Sträuben. Schließlich nahm er ihr Sparkassenbuch und nahm Abschied.

— **Kein empfehlenswerther Arzt.** A.: „Soeben höre ich, daß mein Arzt gestorben ist; ich glaube, er war kaum 30 Jahre alt." — B.: „Wie können Sie sich aber auch einem Arzte anvertrauen, der so jung stirbt.